

4)

## Jus und Recht.

Roman von Fred. W. Harbt.

Dr. Werner hatte zeitig auf dem Amtsgericht zu tun. Er wollte an einer Beweisaufnahme teilnehmen und dabei einem Zeugen, der eine falsche Darstellung gab, unerbittlich auf den Zahn fühlen. Eine derartige Arbeit übernahm er stets selbst und überließ sie nicht seinem Assessor.

Das Amtsgericht, in dem auch die Räume für die freiwillige Gerichtsbarkeit untergebracht waren, lag in der Markschalkstraße. Es war ein Gebäude aus den siebziger Jahren, in dem wenigstens für Licht und Luft gesorgt war. Dagegen stammte das Landgerichtsgebäude, in dem sich auch das Oberlandesgericht befand und die Zimmer der Staatsanwaltschaft und der Untersuchungsrichter, aus einer älteren Zeit, mit muffigen Sälen und düsteren Gängen. Diese räumliche Trennung von Amtsgericht und Landgericht war für die Anwälte sehr beschwerlich und zeitraubend, da sie fast täglich auf beiden Gerichten zu tun hatten und durch das Hin- und Herlaufen viel Zeit verloren wurde. Da auch oftmals zur selben Zeit an beiden Gerichten ein Termin angelegt war, so blieb es eine tägliche Mühe in den Kanzleien, diese Termine zwischen den Anwälten so zu verschieben, daß ein Abhalten ermöglicht wurde. Oft mußte ein gegenseitiges Warten vereinbart werden, bisweilen aber ließ sich eine derartige Vereinbarung nicht mehr ermöglichen und der Termin mußte vertagt werden, was wiederum den Parteien unangenehm war, die den Ausgang der Termine ungeduldig erwarteten.

Dieses Gasset, Verschieben und Versndern war Dr. Werner in höchstem Maße zuwider und das lange Warten ermüdete ihn und machte ihn wegen seiner Zwecklosigkeit ungeduldig und unwirksam. So hatte er schon im zweiten Jahre, als seine Praxis sich vergrößerte, einen jüngeren tüchtigen Assessor in seine Kanzlei aufgenommen, dem er die Amtsgerichtstermine abzuwarten überließ und der fast jeden Morgen auf dem Amtsgericht zubrachte. Ihm erschien dieses Vorgehen als eine notwendige Zugabe zum Anwaltsberuf, dem er sich später selbständig widmen wollte, und das Hin- und Herlaufen von Zimmer zu Zimmer mit vollbesetzter Aktentasche besorgte er mit wichtiger Miene, so daß er bei den Klienten, die sich auf dem Gericht einfanden, den Eindruck hinterließ, daß in der Kanzlei seines Chefs fürchtbar viel zu tun, und daß er selbst ein äußerst rühriger Vertreter sei. Da er tatsächlich ein lichter, zuverlässiger Mensch war, der die Termine nach den Weisungen und Informationen von ihm unsichtbar durchführte, so sah Dr. Werner mit nachsichtigem Lächeln über diese Wichtigkeit hinweg und ließ ihm im Rahmen seines Könnens tunlichste Selbständigkeit. Auf diese Weise hielt er sich frisch und gewann Zeit für die größeren, wichtigeren Prozesse und vor allem für seine Verteidigungen, die ihm am meisten am Herzen lagen.

Dr. Werner trat aus dem Seitenportal des Amtsgerichts und ging schnell über den Hofbeinweg nach dem Landgericht, wo er noch zwei Termine abzuwarten hatte.

In dem Komplex des Landgerichts gehörte auch das Untersuchungsgefängnis, das in einem Nebengebäude untergebracht war. Die hohen Mauern mit den eisernen Gittern, die Türen und der runde Turm, der die Ecke flankierte, gab dem Ganzen etwas Düsteres, erweckte den Eindruck einer Trubburg.

Die vielen Fenster, alle in gleichen Abständen, mit Eisengittern besetzt und mit Holzperschlägen gegen das Licht abgeblendet, verstärkten noch das Düstere, und drohten nach dem kleinen Platz hin, der von nüchternen Häusern umstanden war und dessen einziger Schmuck ein unschöner Brunnen sein sollte, der einen dünnen Wasserstrahl ausstieß. Das Drohende des Gefängnisses breitete sich wie eine uneingestandene Bangigkeit über den dürftigen Platz mit dem unschönen Brunnen und kroch bis zu den Häusern der einlaufenden Straße hin. Die spielenden Kinder auf diesem Platz, und das Leben auf den Straßen war wie niedergebunden durch die Furcht, daß dort diese schweren Tore für jeden offen ständen. Bisweilen öffneten sich auch diese Tore und ein bleicher Mensch mit einem Bündel in der Hand schlich sich aus dem Hofe

heraus, blinzelte nach der Sonne, als ob er dieses Licht nicht mehr vertragen könnte, und verlor sich eilig in einer dieser grämlichen Straßen.

Schließlich dachte Dr. Werner, wie er über den Platz schritt, einfach widerlich, dies mitten in der bürgerlichen Stadt. Es fehlte nur noch der Galgen und die mittelalterliche Beschaulichkeit ist da. Sonntag nachmittag drei Uhr wird gehängt mit Volksbelustigung. Ekelhaft!

Die beiden ersten Termine wurden schnell erledigt.

Es war ein Vergnügen, vor der vierten Zivilkammer zu verhandeln. Der Vorsitzende war ein noch jüngerer Herr, der mit unverbrauchter Kraft sich seinem Amte widmete. Er beherrschte die Akten vollständig und gab selbst kurz und doch erschöpfend eine Meinung und erbat nur die Erklärungen der Anwälte. Seine sichere Ruhe und das Vertrauen, das man in seine Tätigkeit setzte, ließ auch diejenigen Anwälte sich kurz und bündig fassen, die sonst dazu neigten, vor den Richtern noch dozieren zu wollen, aus Freude, sich sprechen zu hören, besonders dann, wenn Klienten anwesend waren, da sie wählten, durch viele Worte das Vertrauen zu ihrem Wissen bei diesen zu stärken.

Nach den beiden Terminen blieb Dr. Werner eine Stunde Zeit, die er nicht ausfüllen konnte. Er mußte warten. Er ging nach dem Anwaltszimmer, um zu rauchen.

Für die Anwälte war in jedem Stockwerk ein großes Zimmer reserviert, wo sie in ihren Kasar schlüpfen und sich die Zeit zwischen den einzelnen Terminen aufhalten konnten.

Als Dr. Werner eintrat, sahen einige Anwälte im Zimmer. Die einen arbeiteten in den Akten, andere lasen Zeitungen, andere wieder unterhielten sich, oder besprachen irgendeinen Fall, in dem sie tätig waren.

Dr. Werner fühlte sich unter seinen Kollegen fremd und wie zu ihnen nicht gehörig. Und sein Wesen und sein Auftreten waren nicht geeignet, seine Kollegen aufzumuntern, ihm nahezukommen. Er war höflich und zu jeder Gefälligkeit bereit, aber das war auch alles. Er kam außerhalb des Gerichts mit ihnen nicht zusammen, war nicht Mitglied der beiden juristischen Gesellschaftervereine, verkehrte an keinem Stammtisch, segelte nicht und spielte nicht Skat. In den Familien, in denen er zu Hause war, traf er niemals mit einem anderen Anwalt zusammen. Diese verschiedenen nebensächlichen gemeinsamen Erlebnisse, die so viele Menschen miteinander verbinden, daß sie wäunen, sich gut zu kennen und sich befreundet fühlen, das Gefühl der Gemeinsamkeit, das sich aus einer ähnlichen Lebensführung ergibt, die nach gleichen Zielen strebt, fehlte zwischen ihm und seinen Kollegen vollständig.

Ein trübes Gespräch troddelte zwischen den Anwälten hin und her, das durch den Ruf des Saaldieners unterbrochen wurde, der Justizrat Beumrich obrief.

„Der kann lazen.“ meinte der alte Rechtsanwalt Thimans, „der hat den fetten Konkurs Ahrens bekommen. Das bringt fünfzig bis sechzig Mille ein.“

„Na, der Kollege verreckt's.“ meckerte Dr. Levi, der immer wie nicht sattgeessen ausah. „Neh glaube, es ist schon der dritte Konkurs in diesem Jahre, den der Kollege bekommt.“

„Stellen Sie sich doch auch gut mit dem Amtsgerichtspräsidenten. Sie haben's ja so leicht.“ wört ein anderer ein. „Wieso?“

„Sie sind Junggecaselle und der Präsident hat reizende Töchterchen. Also los! Auf der nächsten Rejournee tan an die Konkursmädels!“

Die Anwälte lachten und Dr. Levi lachte sich säuerlich mit. Er wußte, daß der Amtsgerichtspräsident ein weitender Antisemit war.

„Es ist doch ein Skandal, daß die Konkursie immer an dieselben Anwälte vergeben werden.“ meinte er, verblissen in seinen Aeraer, daß er konkurslos blieb, eigentlich sollte sich die Anwaltskammer darum kümmern, daß dies unparteiischer geschieht.“

Ein älterer Anwalt beugte sich über seine Akten und schrieb eifrig. Er war auch einer von denen Präsidentenquaden. Die jüngeren Anwälte bliztelten sich zu und lächelten.

„Die Schlafkammer wird den Diavolo tun.“ meinte ein Anwalt, der abseits saß und mit einem Federmesser sich die Nägel putzte. — „Dort sitzen ja gerade die meisten Konkurs-“

berwaltet. Diese Troddelei geht eben so weiter, wie das meiste bei uns. Man schimpft und keiner tut den Mund im rechten Augenblick auf."

"Wie steht's mit unserem Vergleich, Herr Kollege Zellner?"

"Wir wollen doch die Sache endlich aus der Welt bringen." Und zwei von den Anwälten vertieften sich in ein Gespräch und hielten sich abseits.

Ein anderer Anwalt trat ein. Er lachte laut und biß dazwischen mit gutem Appetit in eine Frühstückssemmel.

"Haben Sie schon das neueste Stückchen von Krank gehört, Kollege Werner?"

"Was hat sich denn der Allgewaltige wieder geleistet?"

"Kollege Nathan war im Prozeß Mahrholz-Ossialverteidiger," erklärte der Anwalt und hängte den Lalar an den Nagel. Landgerichtsdirektor Krank wollte nicht recht an einen Beweisanspruch heran, den er stellte und lehnte kurzerhand den Antrag ab. Kollege Nathan verlangte einen Gerichtsbeschuß. Krank wird ärgerlich, muß aber nachgeben. Der Beisitzer, der lange Mühlmann, klütert ihm etwas zu. Krank blättert in den Akten und sagt zu Kollege Nathan: "Ich sehe eben aus den Akten, Sie sind ja nur Ossialverteidiger. Das wollen wir uns doch merken!" — Ist das nicht köstlich? Echt Krank." Er lachte laut auf und pustete, daß die Semmelkrümchen um ihn herumflogen. Auch die anderen Anwälte lachten.

(Fortf. folgt.)

## Der Mohrle.

Von Hermann Heise.

Wo gehen auch alle die Jahre hin? Manchmal, wenn ich an Sommerabenden unter meinem Pflaumenbaum sitze und auf die Sterne warte und höre drünten auf der Dorfstraße einen kleinen Ruben pfeifen oder rufen, habe ich das Gefühl, es sei erit geitern gewesen, daß ich das Paradies der Zwölfjährigen verließ. Und dann denke ich an die tausend Abenteuer und Erlebnisse der Schulknabenzeit und bin wieder eritamt, wie ungeheuer viel man als Knabe erlebt. Wenn ich nur leise an das Gedächtnis jener Tage rühre, so stäuben ganze Wolken von Geschichten auf. Freilich, damals hatte man gut erleben, da war noch jeder Biß in ein Stück Schwarzbrot und jeder Schlud Birnenmoß und jede Nacht der feste Knabenschlaf ein Quell der Kraft, des Vergessens und der Erneuerung. Und wenn einem etwas Schlimmes dazwischen kam, so lief man zur Mutter, die legte ihre guten Hände auf den Schmerz und erzählte eine Geschichte und sang ein Lied, und das tat mehr Wunder und war köstlicher und heilender, als für Erwachsene ein Aufenthalt am Meer oder eine Schweizerreise.

Als ich heute wieder einmal an jene Zeiten dachte, fiel mir der Mohrle auch wieder ein, dessen blaßes Kindergeßicht ich vergessen zu haben glaubte.

Er war kein Mohr, er hieß nur so — Hermann Mohr. Sein Vater war, glaube ich, Schlosser und wohnte an der Ecke der Badgasse in einem räucherigen, alten, steiltreppigen Hause. Der kleine Mohrle war mehrere Jahre jünger als ich, ein feines, sehr zartes Kind und gleich seinen älteren Brüdern helläugig und begabt. Namentlich tat er sich als Zeichner hervor, allerdings nicht in der Schule, denn der altmodische Betrieb unserer ländlichen kleinen Lateinschule gestattete nur den höheren Klassen den Luxus eines kümmerlichen Zeichenunterrichtes. Der Mohrle zeichnete an freien Nachmittagen vor seines Vaters Werkstätte im Freien oder bei Regenwetter in der Schutze des ersten Stockwerkes meistens heroische und phantastische Gegenstände, unter welchen ich mich besonders der fähigen Gestalt einer geharnischten Germania und einer male-rißich wilden Waldruine erinnere.

Mein Schülerstolz verbot mir, mit dem so viel jüngeren Kleinen viel zu verkehren, dennoch liebte ich ihn und sah ihn gern mit Bewunderung von fern an, wenn er so schwächlich und gebüdt vor dem Hause saß und an einer Zeichnung sirsichelte oder irgendeine seiner vielen erfinderischen Arbeiten auf den Anien liegen hatte, etwa das Rad einer kleinen Hammermühle, den Rumpf eines Segelschiffes aus Rinde oder die Hülle einer Schlüßelbüchse. Er war meist zu Hause und meist allein. Während die anderen in Häufen durch die Gassen sprangen, spielten, lärmten und vielerlei Streiche und Schabernack trieben, führte der stille kleine Künstler abseits lächelnd Griffel, Hammer oder Messer — zufrieden, fleißig und nachdenklich wie ein Meister.

Zuweilen mochten seine Gedanken in die Zukunft gehen, und vielleicht war der kleine Knabe schon der schwärmerischen Wonne teilhaftig, welche in jungen Jahren dem Künstler seine noch unerprobten Kräfte schenken, jenes berauschten Schwelgens in glänzenden Bildern einer rosenroten Zukunft. Ich selber sah in ihm immer einen zukünftigen Künstler oder Baumeister, während er schweig- sam, zufrieden und träumerisch in der Sonne unseres weltfernen Tales vor dem ärmlichen Hauswesen seines Vaters saß und zeich- nete. Ich fühlte, daß dieser Kleine das Geheimnis einer fremden

Welt besaß und aus dem Schafe eines besonders veranlagten Innen- ren Lebens zu schöpfen hatte.

Bald aber umgab sich der Mohrle mit einem noch tieferen Ge- heimnis und entrückte sich unserem Verständnis und Umgang noch völliger. — Er sollte nicht die Enttäuschungen und unzähligen Leiden und Kümernisse des atm geborenen Talents erleben. Er sollte auch nicht an jenen Scheideweg kommen, vor den jeder Künstler ein- mal gestellt wird, wo es zu wählen gibt zwischen Treue und Verrat, zwischen unschön erworbenem Geld und Kunst, Heirat und Kunst, Leben und Kunst, und wo viele abfallen. Das alles blieb ihm erspart.

Eines Tages fehlte der kleine Hermann Mohr in der Schule, anderen Tages fehlten auch seine beiden Brüder, und am dritten Tage hörte ich, daß er gestorben sei. Die Nachricht bewegte mich wunderbarlich.

Und dann redete ich auf der Gasse mit einem seiner Brüder, der erzählte mir noch viel von dem Kleinen, und schließlich fragte er mich, ob ich ihn sehen wolle. Ich erschrak, denn ich hatte noch nie einen Toten gesehen. Aber ich schämte mich meiner Befangenheit und hielt es für unfreundlich, nicht mitzukommen. So folgte ich denn Hermanns Bruder und hatte das Herz voll Grausen. Je mehr wir uns dem Schlosserhause näherten, desto ängstlicher und lang- samer wurde mein Schritt und auf der steilen, schmalen Stiege be- tuel mich ein erstickendes Herzklopfen. Wir traten leise in die Stube, wo die kleine Leiche aufgebettet lag.

Zum erstenmal in meinem jungen Leben stand ich vor einem Toten. Das schwächliche Körperchen sah unscheinbar und dürtig aus, dagegen lag auf dem weißen, schönen Knabengesichte die ganze grausame Größe des Todes. Die feinen alabosternen Schläfen, bläulich unterlaufen, und die Höhe der zarten Wangen hatten einen eigenen, kühl metallenen Schimmer, und die starken Hände sahen so fremd und so trostlos schwer aus, daß ich innerlich vor Grauen zitterte.

Auf einem nahe stehenden Tische sah ich eistige Zeichnungen liegen, deren Striche diese kalten weißen Hände noch in den letzten Tagen gezogen hatten. Ich brachte es nicht über mich, die Blätter anzufassen, welche die unheimliche Macht aus des Knaben Händen genommen hatte. Auch konnten meine kindlichen Gedanken nicht die Rechnung ziehen, wie vielen Leiden und Entbehrungen dies Leben entronnen war. Ich sah nur den unbegreiflichen, harten Schnitt, der ein junges und lebenswertes Dasein scheinbar sinnlos zerstückt hatte, und ich empfand diese Zerstörung als etwas Böses, Schauerliches und aufregend Graufames. Ein Knabe hat noch kein Verständnis für die feine Rechnung des Schicksals und sein Rätsel der Möglichkeiten und Ausgleichungen; noch weniger kann ein ge- sundes Kind sich den Tod als Erlöser denken. So erfüllte mich der Anblick meines toten Freundes mit einer bitteren, fast gebäffigen Traurigkeit und einem herzweifelnden Stauern vor der unbegreif- lichen Macht und Graufamkeit des Schicksals.

Immerhin war ich nun einmal Zuschauer dieses Schicksals ge- wesen und hatte einen Menschen mit Augen gesehen, dessen Ring geschlossen und dessen Leben der Form erhoben war, und ich ging nicht von jenem Totenbettein, ohne von dem Anblicke tief und un- vergeßlich berührt zu sein. Unmerklich fiel an diesem Tage ein Stück Kindheit von mir ab und flog eine frühe trübe Wolke mir über den kristallinen Himmel des Lebens, der sich nie wieder so rein und selig über uns wölbt wie damals, da wir noch Kinder waren.

## Die Kölner Werkbundausstelung.

Erst jetzt, vier Wochen etwa nach der Eröffnung der Ausstelung, ist sie soweit fertiggestellt, daß ein halbwegs zulängliches Urteil über diesen Gewaltaufmarsch der deutschen Qualitätsarbeit abgegeben werden kann. In diesen vier Wochen hat sich das Material der Ausstelung nicht nur gemehrt, es hat sich auch gesteigert. Der Ge- samtindruck ist heute ein wesentlich besserer, und auch an guten Einzelheiten trifft man auch verhältnismäßig weit mehr, als zu Anfang Mai. Heute darf man sagen, daß die Hoffnungen, die auf die Kölner Demonstration gesetzt worden sind, nicht eitle waren: die Leistungsfähigkeit der deutschen Architektur, des deutschen Handwerks und der deutschen Feinindustrie ist an einer Fülle von Beispielen nachgewiesen.

Zu einer rechten Beurteilung der Kölner Ausstelung kann man nur kommen, wenn man die Ausstelungsgeschichte des Kunstgewerbes kennt, wie sie sich während der letzten fünfzehn Jahre ein wenig heftig abspielte. Mit Darmstadt 1901 begann es; einige wenige Künstler, Maler, Dichter und Phantasten, brannten auf der Mathildenhöhe ein revolutionäres Feuerwerk ab, pfeifende Raketen ließen sie steigen, um den Zusammenbruch der alten Museumskünste und das stürmische Heraufkommen des neuen Stils zu feiern. Die Aufregung, die solch ledes Experiment in die behäbigen Fachkreise brachte, war nicht gering; die Meister der Gilde meinten spottend, daß es sich um den Karneval einiger Artisten handele. Aber fünf Jahre später bewies die Dresdener Ausstelung deutlich, zeigte, daß jene ein wenig mythische Erregung von der Mathildenhöhe sich zu einer sehr bewußten Arbeitsmethode ausgewachsen hatte. Zwar schien noch immer der Künstler der alleinige Schöpfer des Neuen zu sein; noch überwogen die Individualitäten und deren oft seltsame Gestalte.

Aber die Tendenz zur Verallgemeinerung der neuen Grundsätze von der sachlichen, zweckmäßigen, materialgerechten und technisch einwandfreien Schönheit machte sich bereits allenthalben spürbar. Es bedurfte nur noch einiger wirtschaftlicher Erkenntnisse und einiger praktischer Erfahrungen, um aus dem Kunstgewerbe der Propheten die Qualitätsarbeit der zur Selbstbestimmung gekommenen Fachleute sich entwickeln zu lassen. Die Weltausstellung in Brüssel ließ zum erstenmal es deutlich erkennen, daß es sich bei diesem Herauskommen einer neuen Formensprache und eines neuen Wertgefühls nicht bloß um eine Kofetterie einzelner handelte. In Brüssel stand Deutschland gegen Frankreich; die Tyrannei der Pariser Mode bekam einen entscheidenden Stoß. Der neue Stil wollte nicht mehr die Befriedigung einiger gezähelter Kestheten sein; er beanspruchte die Herrschaft auf dem Weltmarkt. Es war nur selbstverständlich, daß alsbald der Wunsch auffrang, nun einmal umfassend und alle Gebiete durchmusternd, zu zeigen: wie weite Kreise der deutschen Produzenten, der Architekten, der Möbelbauer und der Gerätebildner, bereits von dem Ideal der schönen Qualitätsarbeit ergriffen seien. Aus solcher Absicht heraus wurde der Plan der Kölner Werkbundausstellung geboren; im Deutschen Werkbund hatten sich die Freunde solider und schöner Arbeitsleistung zusammengefunden. So wollten sie nun beweisen, daß die neuen Forderungen der Warenwelt bereits allgemein gültig wurden.

Bringt nun die Werkbundausstellung die Erfüllung solch stolzen Programms? Diese Frage ist nicht eindeutig zu beantworten. An dem Inhalt der französischen Gallen von Brüssel und Gent gemessen, ist das, was es in Köln zu sehen gibt, eine beachtenswerte Neuerung von Solidität, Charakter und Geschmack. Das Weisse ist auch wesentlich wertvoller als etwa das, was die Leipziger Messe zu bringen pflegt. Man kann getrost sagen, daß die Werkbundausstellung wirklich das Beste zeigt von allem, was Deutschland an Möbeln, Geweben, Keramiken, Metallwaren, Vächern, Gebrauchsgroß- oder Tapeten produziert. Indessen, nicht minder deutlich muß man bekennen, daß eine so große Ausstellung wie diese Kölner dem Ideal der Qualitätsware noch nicht zu genügen vermag. Wir sind noch nicht am Ziel. Der gute Geschmack wurde noch nicht so selbstverständlich, daß er automatisch alles Unzulängliche abstößt. Unter den Keramiken zum Beispiel findet sich vieles, was einfach schlecht ist, so etwa die an Wellpappe erinnernden Gefäße der Weltener Industrie, oder manche, ein wenig gar zu jugendstilige Porzellane dieser und jener Manufaktur. Auch unter den Metallgeräten gibt es vieles Unzulängliches, so die Galanteriewaren von Oberle. Das alles aber kann den Gesamteindruck nicht wesentlich antasten, daß die Werkbundausstellung einen ergiebigen Leseblick über den Stand der deutschen Qualitätsarbeit gewährt und damit eine entscheidende Etappe innerhalb der Entwicklung der qualifizierten Produktion bedeutet. Solche Erkenntnis wird besonders wichtig, wenn man sich darauf besinnt, daß zur Hervorbringung dieser vielfältigen Leistungen ein Heer von Qualitätshelfern notwendig war. Die Werkbundausstellung beweist das Dasein des Qualitätsarbeiters. Die Wandlung, die sich vollziehen mußte, wenn dem jeden Abenteuer der Künstler der dauernde Bestand des neu eroberten Qualitätsideals folgen sollte, hat sich vollzogen. War Darmstadt ein Anfang, so ist Köln ein Abschluß.

Auch sonst entscheidet sich einiges auf der Kölner Ausstellung: die mehr pädagogischen Talente trennen sich unverkennbar von den eigentlich künstlerischen. Die geschickten Begabungen, denen es möglich ist, mit alten Elementen neues aufzuführen, können von den eigentlich schöpferischen Genialitäten deutlich geschieden werden. Zu solcher reinlichen Sondernung hilft an erster Stelle die Gallenarchitektur, wie sie von den verschiedenen Meistern geleistet wurde. Die große Haupthalle hat Theodor Fischer aufgestellt; er hatte dabei eine besondere Schwierigkeit zu überwinden: die Fassade kam höher zu stehen als der eigentliche Hallenkörper. Die Fassade mußte nämlich auf dem sogenannten Hochflurdammer errichtet werden; die Hallenräume entwickeln sich jenseits des Dammes. Kommt man nun vom Rhein her, wie die Gesamtanlage der Ausstellung das notwendig macht, so empfindet man die Fassade der Fischerischen Halle als einen Abschluß, aber nicht als die Vorderseite eines sich tief und groß erstreckenden Körpers. Ein peinlicher Eindruck. Dazu kommt, daß die Teilung der langen Front, der langen, durch drei Freitreppen zugänglichen Vorhalle, langweilig und wenig eigenartig ist. Man muß schon sagen, daß Theodor Fischer, der zu den Aposteln der neuen Gestaltung gehört, diesmal arg versagte. An der Rückwand der Wandelhalle sind Bilder der Hölzleischule angebracht, sehr problematische Konstruktionen aus Menschenleibern. Das Schicksal der Fischerischen Halle teilt, wenn auch geringeren Grades, die Halle, die Hermann Rutherfuss baute. Sie enthält die Farbenschau, eine erzieherisch gut gedachte, vielleicht aber ein wenig zu spät kommende Porgist vom Reichtum der Welt an roten und blauen, gelben und violetten Sensationen. Man sieht die mannigfaltigsten Tonleitern durch das Gesieder von Vögeln, durch Schmetterlingsflügel und Käferbecken erwirkt; man genießt die Harmonien, die aus Blütenkronen hervorbrechen; man erfährt, in wie hohem Maße der Mensch bei der Farbenbestimmung seiner Gebilde sich von natürlichen Vorbildern leiten läßt. Auch über die Bedeutung der chemischen Farben wird man in diesem Hause unterrichtet; man liest, daß eine dieser Fabriken, die aus Steintofe tauendtsche Buntheit hervorzaubern, elftausend Ansehlste hat. Man wird auch über die Versuche, die Lichtechtheit der künstlichen Farben

zu steigern, belehrt. Kurz, diese Farbenschau ist eine recht lustige Schulmeistererei; leider geriet auch das Haus ein wenig magisterlich, Rutherfuss, den man aufrichtig einen Präzeptor der Deutschen nennen kann, dessen Landhäuser die Villa töteten, leidet wie so mancher an einer falschen Sehnsucht: er möchte monumental sein. Das hat er nun aber eigentlich gar nicht nötig; denn er ist tüchtig.

Neben diesen pädagogischen Begabungen treffen wir in Köln die historischen Jongleure, geschickte, bis zum Raffinement flügelnde, zuweilen aber auch plumpe Mischer von Säulen und Pilastern, von Gesimisen und Ornamenten früherer Zeiten. Zu den plumpen gehört der Kölner Mori. Er bombastete ein torartiges Gebäude (in dem die Verwaltungsgebäude untergebracht sind) aus ägyptischen Erinnerungen. Das eigentliche Kölner Haus ist gleichfalls ein Aufzug aus verstaubten Nesten. Auch das Teehaus, das Wilhelm Kreis auf der Plattform einer alten Bastion spielen läßt, ist hier zu nennen, wenngleich es architektonisch manche Feinheit aufzuweisen hat und die Faust eines Bildners verrät. Auf fallend schwächlich gerieten diesmal die Bauten Bruno Pauls; sie wirken dünn. Paul bekam die großen Restaurationen zugewiesen; davon wollte er das Weinhaus besonders festlich gestalten, es geriet ihm aber nur geistreich.

Architektonisch stark wirken nur wenige Bauten. Die große Festhalle, die Peter Behrens schuf, vermag durch ihre Hauptfront nicht zu fesseln; überzeugend und in ihrer kubischen Macht bezwingend aber ist die Rückseite. Im Innern gar verdient diese Halle hohes Lob. Sie ist von einer ganz absonderlichen Heiligkeit; man sieht kaum irgendwelche Fläche, nur raumgliederndes Rahmenwerk, und auch dieses wirkt beinahe unmateriell. Solcher Eindruck des kubisch eingefangenen und architektonisierten Lichtes ist ungemein festlich. Der Behrens-Halle gegenüber, von ihr durch die Breite des Hauptforums getrennt, steht das österreichische Haus, das Josef Hoffmann baute. Wir erleben eine sehr lapriziose, aber kristallklare Architektur. Zunächst mag man nur das Ungewöhnliche der Form wahrnehmen; bald aber spürt man das gestaltvolle Leben dieser Maße und Verhältnisse. Für Hoffmann bedeutet ein Minimum die Entscheidung; solch Fanatismus war von jeher das Wahrzeichen der großen Kunst. Sehr schön ist auch der Hof in diesem österreichischen Haus; abstrakt und doch sinnlich, gestaltet ihn Oskar Strnad.

Eine ganz andere Natur, aber gleichfalls ein Künstler ist Van de Velde, der das Theater baute. Seine Absicht geht dahin, die tektonischen Kräfte, die rege werden müssen, um aus dem unendlichen Raum einen gegrenzten abzuheben, sichtbar zu machen. Man soll fühlen, wie die Mauern umfassen, wie sie sich emporreden, um im Zenith zusammenzugreifen, wie das Dach sich herabneigt, wie die Tür sich öffnet. Man soll dies alles als eine Sinfonie und als etwas stetig Lebendiges empfinden. Kunst ist Blut und Nerven: das ist das Geheimnis, das uns Van de Velde auch diesmal offenbart. Das Innere des genialen Baues läßt sich noch nicht ganz beurteilen; es wird das Bühnenbild, weil die Bühne breiter ist als der Zuschauerraum, ungewöhnlich erhaben, fern und doch nah wirken. Neben dem Theater des germanisierten Belgiers verdient die Fabrik, die Gropius (einer aus dem Nachwuchs) baute, besondere Aufmerksamkeit. Ihr strenger und klarer Rhythmus ist eine Verkündigung des Eisernen. Das Kontorhaus, das der begabte Architekt vor die langgestreckte Fabrikhalle stellte, und das neben dem Welttheater und dem Haus der Frau das kleinere Forum abgrenzt, ist weniger gelungen; es wirkt zu abstrakt. Die gläsernen Treppentürme, die an den beiden Enden der senkrecht gestrafften Fassade stehen, verblüffen mehr, als daß sie überzeugen. Immerhin, Gropius gehört zu den produktiven Künstlern; zu ihnen zählen auch Drifft, Endell und Thorn-Priller. Von Drifft treffen wir zwei seiner plastisch lebenden Brunnen. Endell schneidet eine Raumfolge mit geometrischem Instinkt aus dem Unbegrenzten. Thorn-Priller organisierte Glasfenster, von denen Ströme glühender Mystik ausgehen. Diese Fenster, die für eine Kirche in Neuch bestimmt waren, von dem Fürstbischof aber als „modern“ in die Licht getan wurden, sind in Köln in einem eigenen Hause zur Schau gestellt. Wie ein feuriger Teppich, die Legenden, die das Thema bilden, in heizer Erregung umlegend, sind diese Glasbilder zugleich eine Aeußerung künstlerischer Zeugungsmacht, zugleich ein ehrenvolles Dokument handwerklicher Vollkommenheit. Gottfried Heinersdorff heißt der Glasermeister.

Das Gelände, auf dem die Werkbundausstellung aufgedaut ist, breitet sich am Ufer des Rheins aus. Drüben ragt die klassische Silhouette der Stadt; als mannigfaltige Zeugen der alten Kunst heben sich die Türme der romanischen Kirchen. Der gotische Dom, eine schematische Nachgeburt, wirkt, wenn die melodischen Luftströmungen ihn unbestimmt erscheinen lassen, mit geheimnisvoller Größe. Das strömende Wasser des weit ausladenden Flusses wird von rauschenden Dampfem aufgerissen; das heftige Leben des Industriegebietes stößt dauernd vorüber. Die Werkbundausstellung hatte es nicht schwer, eine bezwingende Gesamtwirkung zu erreichen. Wenn man heute ihre breiten Straßen und Plätze, wie sie der Kölner Stadtbaumeister Rehorst bestimmte, abschreitet, und dann bedenkt, daß die Idee, der sie zur Demonstration verhilft, erst knapp zwanzig Jahre lebt, so muß man zuverlässlich auf die weitere Entwicklung des D. W. B.-Programmes, der schönen Qualitätsarbeit und der zeitlich belebten Form, vertrauen.

Robert Dreuer.

### Kleines Feuilleton.

Karl Frenzel über die Berliner Märztage.

Der eben verstorbene alte Frenzel erzählt in einem der bekannten Neckam-Bändchen seine Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Nicht anschaulich weiß Frenzel, der damals Gymnasialschüler in Berlin war, die Stimmungen und Strömungen des vormärzlichen Berlin zu schildern. Bis in die Schulbänke hinein warfen die Märzstürme ihre Schatten voraus. Und gerade die Schüler lasen die damals verbotenen Bücher am eifrigsten. Die „unpolitischen Lieder“ Hoffmanns von Fallersleben, Herweghs Gedichte eines Lebendigen, Heines und Freiligraths Lieder wanderten von Hand zu Hand und von Mund zu Mund. Seine Mutter und deren Freundinnen hatten, als Karl Sand wegen der Ermordung des russischen Spions Kokebue hingerichtet wurde, Trauer getragen. Bewiß auch ein Zeichen der Zeit. Waren doch alle diese jungen Mädchen aus gut bürgerlichen Häusern. Als junger Mann von 17 Jahren machte er mit anderen Schülern einen Fackelzug mit, der den beiden Verblühten Grimm zu Ehren veranstaltet worden war. Diese beiden gehörten zu den Göttinger Sieben, die der König von Hannover, weil sie nicht willfährig genug waren, kurzer Hand davon gejagt hatte.

Die Februarereignisse in Paris, die revolutionären Erhebungen in Italien und vorher in Deutschland die Hungerunruhen — alles das hatte die Gemüter in beständiger Erregung gehalten. Als nun die Nachrichten aus Wien nach Berlin gelangten, wurde die Stimmung immer erwartungsvoller. „Wir Schüler wurden maunselhafter, die Lehrer gleichgültiger gegen den Unterrichtsstoff“. Anspielungen auf Tagesereignisse mischten sich in die Vorträge Platos. Lehrer und Schüler horchten gespannt auf jedes Geräusch, das etwa von der Straße her eindringt in die heiligen Hallen der Schule. Auch in die Familien hinein zog die politische Diskussion. Parteien bildeten sich: es war ein ganz neues, früher nie gekanntes Leben.

So bereiten sich die bekannnten Märzereignisse vor, die uns Frenzel als Augenzeuge schildert. Seine salbige Art, die Dinge wiederzugeben, zerstört manches patriotische Märchen. Immer und immer wieder wird von der planmäßigen Vorbereitung und Organisation der Varrikadenkämpfe erzählt. So kann man in den neueren Auflagen von Schloßers Weltgeschichte lesen: „In allen Ecken Berlins war in diesen letzten Wochen und Tagen revolutionäres Gefindel eingeströmt, Polen, Franzosen, in den Klüften der Gmeule und des Straßentampfes erfahren. . . . Von wohl vorbereiteten Varrikaden“ ist die Rede, auf denen französische und polnische Kommandoworte ertönen. Der Prager Professor Weber „vermutet“ in seinem Wüchlein 1848 (Aus Natur und Geisteswelt), daß die Plätze für die Varrikaden schon vorher unsichtbar ausgewählt seien und einem sie und fertig ausgearbeiteten Kriegsplane. Ein anderer behauptet sogar, es sei eine internationale Anstiftungspartei gewesen, die alle Erhebungen angezettelt habe.

Ganz anders ist das Bild, das der Augenzeuge Frenzel uns von jenen Tagen entwirft. Er weiß nichts von Verschwörern, von internationalen Revolutionsbänden, die die Anzettlung von Aufständen handwerksmäßig betreiben. Hören wir ihn selbst: „Keine Vorbereitung des Aufstandes in irgendeiner Kirche, Fabrik oder Scheune, keine verdächtigen Gestalten, Polen und Franzosen, die Häuf-frankstücke an die Arbeiter verteilten. — Berlin lag im tiefsten Frieden.“

Daß die Revolution von 1848 wirklich anfangs eine Sache des ganzen Bürgerturns war, beweist auch die Tatsache, daß das Bürgerturn den hungernden Soldaten keinerlei Speisen verabsolgen wollte. Nicht für Geld und gute Worte war etwas zu haben. Wer nicht geradeheraus die Hergabe von Speise und Trank zu verweigern wagte, sedete sich damit heraus, daß er sich bei dem erzwungenen Schluß der Läden nicht hätte verjorgen können.

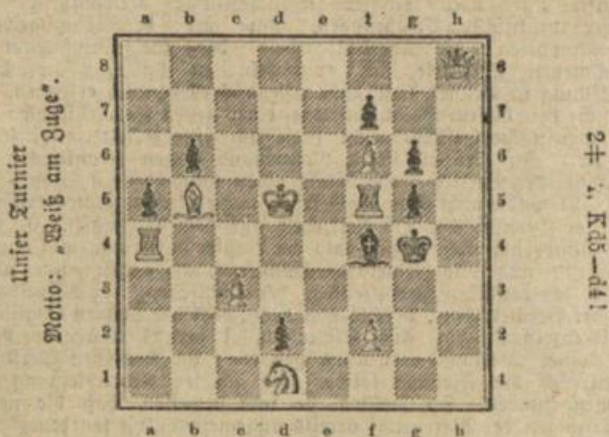
Von den sogenannten objektiven Historikern wird dem Berliner Volke auch der Erfolg des 18. März bestritten. Der Befehl zum Rückzuge des Militärs sei nur ein verhängnisvoller Irrtum gewesen. Nicht das Volk, sondern das Militär sei in Verlogenheit Sieger in diesen Kämpfen geblieben. Frenzel bestätigt den Sieg des Volkes in der Nacht des 18. März. Fast überall, so sagt er, habe nicht die Verteidigung, sondern der Angriff aufgehört. Die Berliner, die mitkämpfend oder als Zuschauer diesen Szenen beigewohnt und jetzt den Abzug der Truppen aus allen ihren Stellungen sahen, mußten an ihren Sieg und an die Niederlage der Gegner glauben. Am 19. März war die „objektive“ Geschichtsdarstellung noch nicht festgestellt. Jeder hielt sich an den Augenschein, und die Anstürme, die sich im Schlosse abspielten, bezeugten den Sieg des Volkes.

Au der Verteidigung der Gefanenen des 18. März hat Frenzel wiederum mit seinen Mitschülern teilgenommen. „Drei Stunden währte der Zug und wir Schüler waren weit zurück, als die ersten den Friedhof erreicht hatten.“ Auch in den Tagen nachher war in Berlin von fremden Verschwörern nichts zu merken. „Die Fremden, die zur Revolution geschickt haben sollten, sind mir in diesen acht Tagen nicht begegnet, ebensowenig wie die Verschwörer, die einen Plan zum Aufstand in der Tasche hatten.“

So unterscheidet sich der alte Frenzel zu seinem Vorteil von dem Troß der zünftigen Geschichtschreiber, und er verdient es wohl, daß keiner gedacht wird.

### Schach.

Unter Leitung von S. Kapin.



Wir erfahren, daß Preisrichter der Petersburger Schönheitspreise Meister A. Burn in London war. Ohne dies zu wissen, bemängelten wir am 6. Juni das Urteil, das der von uns am 2. Mai gebrachten Partie Niemozowitsch—Tarrasch nur den zweiten Platz einräumte. Aus den Müssen des Preisrichters der letzteren Partie erfahren wir nun folgende zwei Begründungen, die angeblich gegen unsere Ansicht sprechen. Erstens soll die Partie eine „gewisse Behulichkeit“ haben mit einer Ausfordernder Partie Losker—Bauer ex 1889 (1?..). Wir glauben aber, daß die Forderung absoluter Originalität nur in Problemturnieren gerechtfertigt ist, wo die Bewerber in aller Gemütsruhe in Schachbibliotheken nach alten Mustern herumstöbern können. Die Vermutung hingegen, daß ein Meister bei einer mit knapp bemessener Nebenzeit gespielten Turnierpartie, in der auch des Gegners unberechenbare Willkür die Positionen baut, eine Partie von Anno Tobias (1889!..) einfach aus seinem übermenschlichen Gedächtnis nachahmt, scheint uns höchst seltsam!.. Der zweite Grund ist etwas sachlicher: Nach dem 28. Zuge von Weiß in der Partie Niemozowitsch—Tarrasch entstand folgende Position: Weiß — Kc3, Dc3, Tc1, Lb2, Bb: a2, b3, d5, e4. Schwarz (am Zuge) — Kg8, Dg2, Td8, Lf1, Bb: h7, g6, f5, e5, a7. In dieser Stellung kann durch Dg3! ein 3. Zug erzwungen werden, statt dessen Dr. Tarrasch 28. . . . f4 spielte, was nur ein 6. Zug zur Folge hat. Jedoch auch die Forderung kürzester Zugzahl ist nur für Probleme obligatorisch. Wenn sie schon bei fählichen Endspielstudien nicht mehr wesentlich ist, so muß für eine mit nur durchsichtlich viele Minuten pro Zug bedenkzeit gespielte Partie, billigerweise in Betracht gezogen werden, daß man beim 28. (1) Zuge mehr oder weniger in Zeitnot ist (die Kontrolle der Uhren geschieht beim 30. Zuge). Hat man dann ein 6. Zug erblüht, so wird man nicht riskieren, die Partie durch Zeitüberschreitung noch zu verlieren, um eventuell ein kürzeres Matt zu finden.

Ein dritter Schönheitspreis wurde in Petersburg auch noch nachstehender Partie zuerkannt:

**Unregelmäßig.**

<b>Blackburne.</b>	<b>Niemozowitsch.</b>
1. e2—e3, d7—d6; 2. f2—f4, e7—e5; 3. f4×e5, d6×e5; 4. Sbl—e3, Lf8—d6.	1. Lc8—e6
5. e3—e4	6. f7—f6
6. Sg1—f3	7. d2—d3
7. d2—d3	8. Le1—e3
8. Le1—e3	9. Dd1—d2
9. Dd1—d2	10. Lf1—e2
10. Lf1—e2	11. 0—0
11. 0—0	12. Sc3—d1
12. Sc3—d1	Natürlicher war Dd7 nebst Td8 zc.
13. e2—e3	14. Dd2×e2
14. Dd2×e2	15. Sf3—h4
15. Sf3—h4	16. Sh4—f5
16. Sh4—f5	17. g2—g4
17. g2—g4	18. Sd1—f2
18. Sd1—f2	19. a2—a3
19. a2—a3	20. Ta1—d1
20. Ta1—d1	21. Td1—d2
21. Td1—d2	22. a3×b4
22. a3×b4	23. e3—e4
23. e3—e4	24. Dc2—f3
24. Dc2—f3	25. g4—g5

25. g4—g5

Bester 25. . . . L×8; 26. o×f5, Sd4; 27. L×8, D×L zc.	28. Df3—f2
28. Df3—f2	29. Sd2—g4
29. Sd2—g4	30. Sg4×f6
30. Sg4×f6	31. e4×f5
31. e4×f5	32. Tf1—e1
32. Tf1—e1	33. Df2—h4
33. Df2—h4	34. Td2—f2
34. Td2—f2	35. Dh4—g4
35. Dh4—g4	36. Tf1×e8
36. Tf1×e8	37. Tc2—e2
37. Tc2—e2	38. Te2—e6
38. Te2—e6	39. g5—g6
39. g5—g6	40. Te6×g6
40. Te6×g6	41. Dg4—g3
41. Dg4—g3	42. Tg6—g4

42. Tg6—g4

Der Burn (der Preisrichter) bemerkt hier (!) nicht in seinen Müssen, daß sein preisgekrönter Landsmann (ebenfalls im 28. (1) Zuge) die kürzeste Fortsetzung: 28. Dh5, Df7; 29. g6, D; g6; 30. D×D, h×g6; 31. S×T zc. (Se8—e7—d5) unterlassen hat? . . .

34. Td2—f2

35. Dh4—g4

36. Tf1×e8

37. Tc2—e2

38. Te2—e6

39. g5—g6

40. Te6×g6

41. Dg4—g3

42. Tg6—g4